



Gruppenbild in der Begegnungsstätte, die sie mit errichtet haben (von links): Damaris Ziegner (Hohenstein-Ernstthal), Günter und Birgit Schlag (Auerbach/Vogtland), Mathias Nönnig (Burgstädt), Michael Sawitzki (Diethensdorf), Albrecht Flach (Heidelberg) und Georg Päßler (Treuen). –FOTO: HARTMUT PETERSOHN

Einst Feinde, jetzt Freunde

Sächsische Christen haben beim Bau einer Begegnungsstätte für Holocaust-Überlebende in der israelischen Hafenstadt Haifa geholfen – Heute wird sie eingeweiht

In Haifa wird heute die Begegnungsstätte für Überlebende des Holocaust eröffnet. In der nördlichsten Hafenstadt Israels haben seit dem 21. Februar 2010 auf Initiative der Sächsischen Israelfreunde 26 Handwerker das Erdgeschoss eines Hauses für die Begegnungsstätte umgebaut. Presse und Fernsehen des Landes begleiteten die Bauarbeiten der Sachsen.

VON HARTMUT PETERSOHN

Haifa. Auf dem Farbtopf steht: „Tropft nicht, ist geruchlos und ohne schädliche Zusätze“. Mathias Nönnig hält den weißen Kanister mit den blauen Buchstaben ungeschlüssig in den Händen. Er kann die Aufschrift nicht lesen, sie ist in Hebräisch verfasst. Nönnig ist der Teamleiter der sechs Handwerker aus Sachsen, dem letzten der drei Bautrupps, die in Haifa die Begegnungsstätte für Holocaust-Überlebende errichten. Ein alter, kräftig gebauter Mann nimmt Nönnig die Farbdose ab und liest vor: „Tropft nicht, stinkt nicht und ist überhaupt unschädlich“. Man sieht

dem Alten seine über 70 Jahre nicht an. Er könnte zu dem Bauarbeitertrupp hier in dieser Haifaer Straße, benannt nach der deutschen Stadt Kassel, gehören. Aber Daniel ist Rentner. „Ich habe im Radio gehört, dass deutsche Bauarbeiter hier bei uns in Haifa das Wohnheim für die Holocaust-Überlebenden umbauen und renovieren. Da bin ich vorbeigekommen und dachte, ich kann ein bisschen helfen.“ Dann guckt er sein Gegenüber aufmerksam an und sagt: „Es ist schön, dass die Leute so etwas Wichtiges hier tun.“ Daniels Familie ist 1936 aus Deutschland nach Israel geflohen. „Mein Onkel hat zu meiner Mutter gesagt: Du siehst das zu schwarz mit dem Hitler. Mein Onkel ist in Deutschland geblieben und hat es nicht überlebt.“

Damaris Ziegner aus Hohenstein-Ernstthal sind Begegnungen wie diese mit Daniel wichtig. „Alles, was wir beim Renovieren brauchen, schreibt er uns in Hebräisch auf – so lernt man sich kennen und es ist auch lustig“, schwärmt die 31-jährige. Es finden sich immer mal wieder alte Leute ein im Haus in der Kassel-Straße mit dem schönen Blick auf die herrlichen Gärten des Bahai-Heiligtums. Weit unten glänzt das Meer silbern

und blau. Auch Schoschana Martzky hat sich die künftige Begegnungsstätte angesehen. Sie hat die Vernichtungslager der Nazis in Polen überlebt. Sie hat mit anderen, die ein ähnliches Schicksal hatten, hier bald treffen zu können, findet sie „besser, als zuhause die Wände anzugucken“.

„Ich finde es sehr wichtig, den Menschen hier zu zeigen, dass es auch uns jungen Deutschen nicht egal ist, was beim Holocaust geschah.“

DAMARIS ZIEGNER, HOHENSTEIN-ERNSTHAL

Auch der 88-jährige Josef Buchwald freut sich auf die Eröffnung des Hauses: „Ich habe vor, zu kommen und den Deutschen persönlich zu danken, die mir und meinen Freunden ein Haus bauen.“ Buchwald hatte sich geschworen, „Zeit meines Lebens mit keinem Deutschen zu sprechen.“ Er habe „die Hölle überlebt“

und nun sehe er, wie deutsche Handwerker sich darum sorgen, dass „wir unser Leben in Würde beenden können. Mit zittriger Schrift hat eine der Überlebenden auf einen Zettel geschrieben: „Ich danke Ihnen für das Gefühl, dass die Nachkommen von Feinden unsere Freunde sind.“

Damaris Ziegner, deren Eltern im rund 100 Kilometer entfernten Jerusalem zur gleichen Zeit Wohnungen von Holocaust-Überlebenden renovieren, ist zum ersten Mal in Israel. Die Englischlehrerin, die sich eine unfreiwillig weißgefärbte Haarsträhne aus dem Gesicht streicht, ist nicht nur an persönlichen Begegnungen in der pulsierenden Stadt am Fuße des Karmel-Gebirges interessiert. „Ich finde es sehr wichtig, den Menschen hier zu zeigen, dass es auch uns jungen Deutschen nicht egal ist, was beim Holocaust geschah.“

Shimon Segev, der israelische Koordinator der Arbeiten am dem Haus, würdigt die Zusammenarbeit mit den Handwerkern aus Sachsen und ihre Motivation, während des Urlaubs in Israel zu arbeiten: „Sie sagen, das sei das Mindeste, was sie für Juden tun können.“ Unzufrieden ist Segev mit der Hilfe für die etwa eine Viertel Million Holocaust-Überle-

benden durch die israelische Regierung. „Sie haben oft nur eine geringe Rente und müssen ihre Ersparnisse nutzen zum Leben – aber das ist nicht viel bei Leuten die 80 bis 90 Jahre alt sind.“ Der Leiter des Vereins „Helfende Hände“ zeigt sich erstaunt über die Spendenbereitschaft der Deutschen. Damit konnten das Haus neben dem Wohnheim für Holocaust-Überlebende gekauft und der Aufbau der Begegnungsstätte finanziert werden. Während des Deutschlandbesuchs des israelischen Staatspräsidenten Schimon Peres hatte es auch eine Begegnung mit Vertretern der sächsischen Christen gegeben. Dann sei alles sehr schnell gegangen. Segev: „Sie fragten mich, was ich brauche und ich sagte ihnen: Bringt mir Profis – Elektriker, Maler, Schreiner, Maurer. Nach zwei Wochen waren die drei Teams, die hier über sechs Wochen arbeiten, zusammengestellt.“

Bis kurz vor dem Pessach-Fest in Israel war Michael Sawitzki Segevs Partner in Haifa. Sawitzki koordinierte sechs Wochen lang den Handwerker-Einsatz mit 70 Teilnehmern aus 35 verschiedenen christlichen Gemeinden aus Sachsen im Heiligen Land – zwischen Sderot im Süden

STICHWORT

Israelfreunde

Der Verein Sächsische Israelfreunde besteht seit gut zehn Jahren und hat seinen Sitz in Rossau. Er hat sich unter anderem auf die Fahnen geschrieben, die christlichen Israel-Initiativen im Freistaat zu vernetzen und soziale und kulturelle Projekte in Israel, Sachsen, Deutschland und Europa zu fördern. Tradition haben auch die Handwerkerreisen nach Israel. Immer im Frühling machen sich Sachsen auf den Weg. (jdf)

über Jericho, Jerusalem, Tel Aviv bis Haifa. Kurz vor Ostern ist er zu seiner Familie nach Diethensdorf nahe Chemnitz zurück gefahren. Seit gestern Abend ist er wieder in Israel – diesmal mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter, und nicht zum Arbeiten sondern zum Feiern. Er ist eingeladen, als Ehrengast. Und er hat schon neue Pläne: „Es müssten noch die drei Etagen über der Begegnungsstätte ausgebaut werden. Vielleicht können wir im Oktober, nach dem Laubhüttenfest, damit anfangen.“

Das Unglück war vermeidbar

Prozess um tödlichen Regatta-Unfall endet mit Verwarnungen – Angeklagte kamen Beschützerfunktion nicht nach

VON SAMIRA SACHSE

Leipzig. Die Tragödie hatte die Menschen weit über die Grenzen von Leipzig hinaus bewegt. Bei einer Ruderegatta am 13. April 2008 waren fünf Kinder in Leipzig verunglückt, ein Junge starb. Gestern wurde die juristische Aufarbeitung des Unfalls mit einem Urteil abgeschlossen, das eher symbolischen Charakter hat. Doch die milde wirkenden Verwarnungen, die ausgesprochen wurden, wägen für die Angeklagten schwer. Sowohl die zwei Trainerinnen der Rudervereinigung Dessau als auch der Präsident des Leipziger Rudervereins, der die Regatta veranstaltet hatte, wurden wegen fahrlässiger Tötung und Körperverletzung verurteilt. Eine Schuld, die lange Zeit auf den Angeklagten lasten wird. Für die Vorsitzende Richterin Bir-

git Riedel stand nach sieben Verhandlungstagen fest: Das Unglück, bei dem eine Mutter ihren einzigen Sohn verlor und ein gesunder Junge zum Schwerstbehinderten wurde, war vorhersehbar und vermeidbar. Sie folgte dem Antrag der Anklage. Staatsanwalt Ulrich Jakob: „Der Vorwurf ist, dass nicht so viel getan wurde, wie erforderlich war.“

Maximilian könnte noch leben. Am Dienstag wäre er 14 Jahre alt geworden. Und sein ein Jahr jüngerer Freund Martin, der seit dem Unglück zu 80 Prozent behindert ist, würde laut Riedel statt zur Therapie zum Training gehen. „Die Angeklagten kamen ihrer Beschützerfunktion nicht nach“, sagte sie. „Die Opfer sind Kinder, sie konnten sich nicht wehren.“ Von Aufsichts- und Sorgfaltspflicht war in der Urteilsbegründung die Rede und von Verantwortung.

Sonnenstrahlen fielen in den großen, voll besetzten Gerichtssaal, in dem es fast totenstill war während des bewegenden Abschlussvortrages der Richterin. Der Prozess sei ganz anders als die meisten in ihrem langen Berufsleben gewesen, voller Tragik, sagte Riedel: „Ich habe manchmal das Gefühl gehabt, es sind die Seelen von Kindern hier.“

Die Richterin schilderte den Unglückstag und die Vorfälle der drei Mädchen und zwei Jungen auf ihre allererste Regatta. Doch die Kinder schafften es nicht einmal bis zum Start. Auf dem Weg dorthin musste der Ruder-Vierer mit Steuermann an einer tückischen Stelle nahe eines großen Wehres eine Kurve fahren. Dabei geriet das Boot in einen gewaltigen Sog und stürzte vier Meter tief hinab in eine mörderische Wasserwalze. Das Boot zerbrach. Die drei

Mädchen kamen mit leichten Blessuren davon. Martin musste reanimiert werden. Am 30. April 2008 durfte er die Klinik verlassen. Am gleichen Tag wurde die Leiche seines Freundes Maximilian gefunden.

Die Schuld der Trainerinnen sieht das Gericht darin, dass sie sich trotz Hochwassers und des riskanten Wehres darauf verließen, dass „schon nichts passieren wird“. Sie hatten den unerfahrenen Ruderanfänger Martin als Steuermann eingesetzt, ihn aber nicht mit der Aufgabe vertraut gemacht. Und der Veranstalter? Ihm wurde angelastet, dass er nicht ausreichend vor dem Wehr warnte und nicht erkannte, dass in dem Anfängerboot ein unerfahrener Steuermann samt Anfängerteam saß.

Riedel sprach auch von unglücklichen Umständen und einer nur leichten Fahrlässigkeit der drei An-



Die beiden Trainerinnen kurz vor der Urteilsverkündung gestern im Amtsgericht Leipzig. Das Urteil hat eher symbolischen Charakter. –FOTO: S. WILLNOW/DDP

geklagten. Am Ende bleibt aber der Schuldspruch. „Ich hoffe, dass ihnen der Prozess hilft, das Geschehene aufzuarbeiten und irgendwann abzuschließen“, so Richterin Riedel. Sie hoffe, dass die Motivation der ehrenamtlichen Vereinsmitarbeiter bleibe, weiter für die Kinder zu arbeiten.

„Das Ehrenamt ist wichtig, es muss aber auch immer die Sicherheit der anvertrauten Kinder auf den Prüfstand“, hatte zuvor die Anwältin der Mutter des toten Maximilian gefordert. Eltern müssten erwarten können, ein Kind, das sie betreuen lassen, unversehrt wiederzubekommen.